

Feuer und Flamme für den Beruf: Michael Aeschmann in seiner Schmitte in Beromünster.

DEM HERZEN FOLGEN

## GELD ODER LEBEN?

Sie verzichten auf gut bezahlte Jobs und Karriere, um das zu tun, was sie wirklich bereichert. Fünf Menschen erzählen, wie sie den Mut aufbrachten, neue Wege zu gehen, und wie sie dabei ihr Glück fanden.

— Text Erwin Koch Fotos Christian Hartmann

Leben ist Veränderung – eine Binsenwahrheit, die jede und jeder kennt. Und die fast jeder leugnet, bewusst oder unbewusst. Denn Veränderung bedeutet Ungewissheit. Und was der Mensch nicht kennt, macht ihm meistens Angst. Deshalb verharrt er gern dort, wo er sich befindet, im Hier und Jetzt, und verlässt diesen Ort, seine Situation, seine Heimat nur, wenn er muss. Oder wenn die Sehnsucht nach etwas anderem so mächtig geworden ist, dass sie kaum noch zu besänftigen ist, trotz der Ein-

rede, es sei doch gut, wie es im Augenblick ist, es könnte alles noch schlimmer sein. Vielleicht steht am Anfang jeder Sehnsucht das Eingeständnis, dass die Gegenwart nicht so ist, wie man sie gerne hätte. Der Schritt ins Neue, ins Ungewisse verlangt – neben der Möglichkeit dazu – Bedenken, Kraft und Mut, kaum jemand tut ihn aus Leichtsinne oder Lust am Risiko.

Lesen Sie die Berichte von fünf Menschen, einer Frau und vier Männern, die der Stimme ihres Herzens folgten und

zu neuen Ufern aufbrachen, die Aussage eines ehemaligen Postbeamten, der jetzt Kapuziner ist; eines Elektrikers, der Musiker wurde; eines Betriebswirts, der zufriedener denn je, Schuhe putzt, eines Maturanden, der ein Studium verwarf, um Schmied zu sein; einer Sportlehrerin, die heute mit Pferden lebt und sich nichts anderes vorstellen kann.

Sie alle, nicht ohne vorgängige Krise, liessen hinter sich, was ihnen sinnlos oder lästig geworden war – und fanden zu neuem Glück.

→

«Nichts macht mich glücklicher, als am Amboss zu stehen und glühendem Eisen Form zu geben»: Michael Aeschimann.



## MICHAEL AESCHIMANN, 26 BEROMÜNSTER LU

— Akademiker hätte er sein können, Schmied wurde er aus Leidenschaft. —

«**V**ielleicht stimmt es ja, dass nichts geschieht ohne Grund. Dass nichts passiert ohne Zweck. Vielleicht wäre ich heute nicht Schmied, wäre ich ein anderes Kind gewesen – eines, das mit Freunden dem Ball nachrennt, sich darin misst, wer lauter schreien kann, das geilste Game besitzt oder das schönste Kriegereset. Das in der Pfadi ist, im Fussballklub. Seit ich denken kann, war ich anders. Und bin es wohl noch. Irgendwie. Ich bin Schmied, stolz auf das, was ich bereits kann, neugierig auf das, was noch kommt. Ein Schmied lernt nie aus.

Mit Metall umgehen kann ich besser als mit Menschen. War ein Aussenseiter, schüchtern, leise, der Sohn der Lehrerin, ein Brillenträger, minus sechs auf beiden Augen. Gingen die anderen ins Schwimmbad, ging ich in den Wald, baute mir eine Hütte und war glücklich in meiner Welt. Nie, wenn überhaupt, hatte ich mehr als einen einzigen Freund. Schliesslich, in der ersten Klasse, der Befund, dass ich nicht riechen kann. Ich roch nie, ich rieche nichts – zwischen Nase und Hirn ist keine Verbindung in meinem Kopf. Manchmal frage ich mich, was stinken heisst. Wie Eisen riecht oder eine Rose. Meine Eltern, der Vater gelernter Elektromechaniker,

die Mutter Handarbeits- und Werklehrerin, liessen zu, dass ich im Keller eine Werkstatt baute, der Keller war meine Burg, meine Höhle, mein Nest, ich bastelte mit Karton, mit Holz, dann mit Metall: ein erstes Schwert, per Winkelschleifer aus einem Stück Eisen geschliffen, mein Gesellenstück. Das Gefühl, vielleicht doch etwas wert zu sein, holte ich mir im Keller. Mit Hammer und Zange.

Auf dem Pausenplatz, zweimal täglich, die Angst, ich müsste mit jemandem reden, jemand wolle mit mir reden – ich schloss mich in die Toilette. War ein guter Schüler. Mit sechzehn kaufte ich bei Ricardo einen Amboss, 220 Kilo Stahl, mein ganzes Geld gab ich dafür aus, 600 Franken. Und zur Konfirmation schenkte der Götti einen Autogen-Schweissapparat – stundenlang stand ich an meinen Geräten, hämmerte, feilte, schweisste, war furchtlos und zufrieden. Dann, wieder bei Ricardo, eine alte Militärfeldesse.

Nach der Bezirksschule in Reinach, Aargau, bewarb ich mich in Lenzburg um eine Lehrstelle als Metallbauer, bekam sie nicht, ich blieb, was ich war, Schüler, nun Gymnasiast an der Kanti Beromünster, kein schlechter. Aussenseiter auch dort, mehr Kind als Mann, leise, bartlos, die

Stimme hell – dafür mit schmutzigen Händen und dreckigen Kleidern: Michi der Schmied.

Heute weiss ich, wie anders ich war. Unzugänglich und verschlossen. Schliesslich die Diagnose: Kallmann-Syndrom, auch olfaktogenitales Syndrom genannt, angeboren. Wer es hat, kann fast oder gar nicht riechen, beim Knaben produzieren die Hoden zu wenig Hormone, beim Mädchen die Eierstöcke, eine Unterfunktion, bei Männern, einer auf zehntausend, häufiger als bei Frauen. Ich bekam Testosteron und wurde Mann – und ahnte irgendwann, dass aus mir kein Anwalt wird, kein Arzt oder Lehrer. Geld als solches hat mir nie etwas bedeutet. Geld ist wichtig, wenn man keins hat. Ich weiss nicht, was schön daran ist, reich zu sein, mehr zu haben, als man braucht.

Die Matura bestand ich mit einer knappen Fünf. 2011, zwanzig Jahre alt, begann ich in Rickenbach eine Lehre als Metallbauer, wir waren nur vier Leute, der Chef, eine Arbeiterin, der Oberstift und ich. Heute begreife ich, dass ich, frisch vom Gymnasium, seltsam wirkte – verklemmt war ich, mutlos, stumm. Doch nach einem halben Jahr, alle mit dem Gleichen beschäftigt, mit Metall, wurden wir Freunde.

2015 schloss ich die Lehre ab, Anfang 2016 reiste ich nach Nepal, vielleicht ein Versuch, die Grenzen, die ich mir in meinem Leben gesetzt hatte, zu weiten. Dort half ich während zehn Wochen, Schulhäuser, vom Erdbeben zerstört, neu zu bauen. Dann wanderte ich im Himalaja den Annapurna Circuit ab, eine berühmte Trekkingroute, ich war allein unterwegs, zwei Wochen lang, glücklich überschritt ich den Pass Thorong La, 5416 Meter über allen Meeren dieser Welt.

Zurück in der Schweiz, arbeitete ich wieder bei meinem Lehrmeister in Rickenbach, Kanton Luzern – und sah mich nach einer eigenen Schmitte um. Eine eigene Schmitte – dieses grosse Glück.

Die Korporation Beromünster war im Begriff, das Erdgeschoss eines Hauses, mitten im Dorf, 1764 gebaut, zu vermieten, ihre alte dunkle Schmitte. Gespannt stand ich vor dem Korporationsrat, sechs Menschen, und versuchte zu erklären, was mir das Schmieden bedeutet: Arbeit, Feuer, Leben.

Und jetzt bin ich dort, den Hammer in der Rechten, die Zange in der Linken – nichts, spüre ich, macht mich glücklicher, als am Amboss zu stehen und glühendem Eisen Form zu geben. Die Form, die bis anhin nur in meinem Kopf existiert.

## BRUDER ADRIAN, 53, RAPPERSWIL SG

— Er ging nicht zur Post und fand im Kloster sein Glück. —

«Fragt mich einer, was mich zu dem gemacht hat, was ich bin, antworte ich: «Alles.» Ich bin Guardian im Kapuzinerkloster Rapperswil, gewissermassen Hüttenwart, und habe mehr Geld, als ich brauchen kann. Und fragt mich jemand, ob sich in meinem Leben schon früh abgezeichnet habe, dass ich irgendwann Bruder werde, muss ich lachen und sage, bereits mit vier hätte ich meine liebe Mama theologisch schachmatt gesetzt. Meine Mutter, gelernte Pflegefachfrau, hatte mir erzählt, der liebe Gott habe seinen Sohn Jesus für die Sünden der Menschen geopfert. Worauf ich sagte: «Ein Vater, der seinen Sohn opfert, kann nicht Gott sein.»

Die schönsten Momente meiner Kindheit erlebte ich wohl mit meinem Vater. Drei Tage lang waren wir, nur Bruno und ich, im Zelt unterwegs, irgendwo im Berner Oberland, nachdem Louise, meine Mutter, eine Tochter geboren hatte. Ich bin das älteste von fünf Kindern, mein Vater war Betriebssekretär PTT, zuerst in Basel, dann in Bern – von ihm lernte ich später, sparsam zu sein, meine Finanzen allzeit zu überwachen. Als junger Mann, Betriebssekretär PTT wie er, führte ich ein Milchbüchlein und trug darin jeden Rappen ein, den ich ausgab, auf den Fünfer genau wusste ich, wie teuer ein Bleistift war. *Tempi passati, zum Glück.*

Wie wird man, was man ist? Eines Tages kam ich vom Kindergarten nach Hause, Leute standen vor dem Haus, jemand sagte, meine Mutter sei mit Beatrice im Spital, Beatrice, einer meiner Schwestern, sei etwas passiert – dann stand ich allein in unseren leeren stummen Räumen, niemand da. Niemand. Beatrice, vier Jahre jünger als ich, hatte ihren Kopf zwischen Chassis und Lenkrad meines Tretautos gesteckt, während die Mutter am Stillen war, hatte sich dabei tödlich verletzt. Hier im Kapuzinerkloster Rapperswil, gleich neben dem Eingang, ist eine kleine Halle, darin, unter dem Kreuz, ein Spruch: Sei willkommen, Bruder Tod.

Ich bin beileibe kein Kind von Traurigkeit – man sieht es mir an –, aber das Sterben hat mich während Kindheit und Jugend begleitet: Als ich neun war, starb mein Götti an einem Hirntumor, drei Jahre später ein Onkel. Als ich achtzehn war, kam mein wichtigster Freund, den ich an jenem Tag hatte begleiten wollen – die PTT gaben mir nicht frei –, in einer Lawine um. Macht das Sinn? Was macht Sinn? Ich begann, die Bibel zu lesen. Es gab in meinem Leben Augenblicke von grösstem Glück, wichtig nur für mich: Ich war sieben oder acht, ich sass auf unserem Balkon in Ostermundigen, ein Gewitter zog auf, stürmisch und dunkel,

ich schaute, geschützt vom Vordach, den Wolken zu, dem Regen, den Blitzen – und ass Nussstängeli. Alles war gut – vielleicht meine erste Meditation. Nussstängeli liebe ich noch heute. Als ich zehn war, lag ich nach einem Velounfall im Inselfspital, Anna-Seiler-Haus, es war Winter, ich konnte nicht schlafen und drückte die Rückenlehne meines Krankentetts hoch und sah durchs Fenster hinaus auf eine Kreuzung, Strassenlampen streuten ihr gelbes Licht, dann begann es zu schneien, es schneite und schneite, und ich vergass meine gerissene Niere, das Spital, die Welt. Damals wollte ich Arzt in Afrika werden, zuvor Tramführer, dann Sportlehrer, schliesslich Sozialarbeiter oder Pfleger. Vater sagte: «Lern etwas, von dem du eine Familie ernähren kannst.» Also besuchte ich zwei Jahre lang, 1982 bis 1984, die Verkehrs- und Verwaltungsschule in Biel, machte dann eine Lehre als Betriebssekretär PTT, ging ins Militär, arbeitete schliesslich in Genf und Nyon bei der Post. Kaum hatte ich 30000 Franken beisammen, schrieb ich mich am Gymnasium Immensee ein. Und je näher die Matura kam, desto drängender die Frage, wie ich leben wollte. Wollte ich, mittlerweile 25 Jahre alt, ein Rädchen sein in einer Gesellschaft, in der viele wenig haben und wenige viel?

Und teilte meinen Eltern irgendwann mit, dass ich mir überlege, ins Kloster zu gehen. Als sie nicht in Jubel ausbrachen, hielt ich ihnen – ich war gemein – einen Spruch aus der Bibel vor: Und wer verlässt Häuser oder Brüder oder Schwestern oder Vater oder Mutter oder Weib oder Kinder oder Äcker um meines Namens willen, der wirds hundertfältig nehmen und das ewige Leben ererben. Aber wohin? Zu den Benediktinern? Zu den Dominikanern? Zu den Kartäusern? In Ostermundigen sah ich ein Plakat hängen, Kapuziner luden zu einem Informationswochenende in ihr Kloster Solothurn. Ich ging hin – und wusste sofort: Entweder hier oder nirgends. Kapuziner bin ich, weil nicht nur ich als einzelner Mensch in Bescheidenheit und Solidarität leben will, sondern weil die ganze Gemeinschaft dies tut. Alle haben ähnlich viel, alle reden mit. Über eine Summe von bis zu 2000 Franken darf ich als Guardian allein bestimmen. Kostet eine Anschaffung mehr, brauche ich die Bewilligung meiner Gemeinschaft und, ab 6000 Franken, auch die des Provinzialrates der Schweizer Kapuziner. Darum sage ich: Früher sang ich «Das Leben ist ein Kampf, und den willst du gewinnen», heute singe ich «Das Leben ist ein Geschenk, und das darfst du geniessen.»

«Kapuziner bin ich, weil nicht nur ich als einzelner Mensch in Bescheidenheit und Solidarität leben will, sondern weil die ganze Gemeinschaft dies tut»: Adrian Müller.





«Wer willens und fähig ist, erfährt durch die Beziehung zum Pferd sich selbst, sein Potenzial»: Caroline Wolfer mit Pferd Reina.

## CAROLINE WOLFER, 42, INNERTKIRCHEN BE

— Sportlehrerin war ihr Beruf, Pferdebotschafterin ist ihre Berufung. —

« Ich war eine Indianerin, sieben, acht Jahre alt, wohnhaft in unserer warmen Wohnung, ab und zu warf ich das Springseil durchs Zimmer und fing mir ein wildes Ross mit langem Haar und grossen Augen, lobte es, streichelte es, ritt es durch den wilden Westen von Buchrain, Kanton Luzern. Ein einfaches Kind war ich wohl nie, eher rebellisch, laut und unruhig in der Schule, trotzdem verlässlich. Unter Menschen, ja, fand ich mich damals schlecht zurecht. Noch heute bin ich gern allein mit meinen Tieren. Sie lehrten mich, Menschen zu lieben. Mein Vater war Elektroingenieur, meine Mutter seine Sekretärin, wir hatten eine Katze, aber ich wollte ein Pferd, ständig zog es mich ins Freie und Grenzenlose, in die Prärie meiner Sehnsüchte.

Und dann stand da, umgeben von nichts als Häusern, eines Tages ein Pferd auf einer kleinen Weide, ich war elf, blieb stehen, schaute es an, es sah mich an. Immer wieder war ich am Zaun und vergass die Zeit. Ständig trieb es mich zu diesem Pferd, fuchsfarbenes Fell, blonde Mähne, blonder Schweif. Das Pferd, sagte der Mann, dem es gehörte, heisse Salva. Salva – Jahre später wurde mir bewusst, was Salva bedeutet: Retterin. Vielleicht hat Salva, so kitschig es klingt, mich durch

meine Kindheit gerettet. Ich war mir meine Indianerin, allein und unbegriffen, genau wie Salva, die mit Menschen nicht zurechtkam. Schliesslich, als er sah, wie sehr sein Pferd mich mochte, liess mich Salvass Besitzer in den Stall, ich umsorgte das Tier, streichelte es, fütterte, pflegte es, sprach mit ihm – und es hörte mir zu. Mir schien, Salva fühle wie ich: heimatlos in den Schluchten von Buchrain. Sechs Jahre Primar, drei Jahre Gymnasium in Luzern, fünf Jahre Lehrerinnenseminar. Ich liebte Salvass Duft. War ich traurig, ging ich zu ihr und erfuhr Trost. War ich kraftlos, gab sie Kraft. Zwar gehörte das Pferd nicht mir, aber wir gehörten zusammen, ich ritt es ein, zog mit ihm durch die Wälder, und als Salvass Besitzer mich fragte, ob ich bereit sei, sein Ross zu kaufen, lehnte ich ab – mein Fehler –, wurde Studentin in Zürich und Barcelona, studierte Sport. Und also verkaufte er das Pferd einem Bauern, Salva war nicht mehr die, die sie gewesen war, sie stieg hoch, wenn jemand zu ihr kam, schlug mit den Hufen, zeigte die Zähne. Als ich sie einmal besuchte, sagte der Bauer: «Wenn du das nächste Mal kommst, war sie wahrscheinlich längst beim Metzger.» Ich hatte kein Geld. Meine Eltern gaben schliesslich aus, was ein Metzger für Salva

bezahlt hätte, ich kaufte mein Pferd frei, pflegte es, liebte es, verbrachte noch zwanzig Jahre mit ihm. Pferde waren und sind meine besten Lehrer. Sie lehrten mich zuerst, was Pferd sein bedeutet. Dann stiessen sie mich an, anderen Leuten zu helfen, Pferde zu verstehen, sie würdevoll, gleichsam pferdisch, zu behandeln. Ich schloss mein Sportstudium ab und wusste, dass ich Sportlehrerin nur sein wollte – aushilfsweise –, wenn ich kein Geld mehr hatte. Und wenn ich welches hatte, reiste ich nach Irland, England, Kanada, betrieb Rennreitensport, nahm an Jagd- und Militaryreiten teil, versuchte mich, zurück in der Schweiz, sogar in klassischer Dressur. Und merkte, dass ich nichts fand, was mich wirklich berührte. Was mich erfüllt, fand ich schliesslich im Wesen der Pferde, in ihrer Seele – und keineswegs in einer bestimmten Art, ein Tier durch die Gegend zu treiben oder über Hindernisse. 2001 ritt ich mit Salva und einem anderen Pferd nach Spanien, 1500 Kilometer weit, baute dort einen Reitbetrieb auf, nannte ihn Natural-horses, vier Jahre später ritten wir zurück in die Schweiz, ab und zu war ich Sportlehrerin, verdiente in kurzer Zeit viel Geld, war dann wieder bei den Pferden, in meiner Welt.

2008 lebte ich einige Monate in Argentinien unter Gauchos und war entsetzt, als ich sah, wie sie Pferde einritten, versuchte ihnen zu zeigen, dass es ohne Gewalt viel besser geht.

Seit zwei Jahren bin ich nun in Innertkirchen, Berner Oberland, und biete Menschen, egal, wie alt und was sie von Pferden wissen, Lebenshilfe an: Begegnungen mit Pferden. Wer willens und fähig ist, erfährt durch die Beziehung zum Pferd sich selbst, sein Potenzial, die innere Ruhe. Pferde sind ehrlich, sie lassen sich nichts vormachen, Pferde sind Authentizitätsmesser und zeigen dem, der fühlen kann, die Ritze, den Spalt, die Kluft zwischen Schein und Sein, Fassade und Substanz. Klar, ab und zu weiss ich nicht, wie es weitergeht. Manchmal kriechen Ängste hoch, und ich verirre mich wieder auf dem Pfad meiner Berufung. Aber ich weiss: Es geht weiter. Das Leben ist kein Stillstand. Und manchmal denke ich an Salva. Wie sie alt wurde, zerbrechlich und sehr krank. Wie ich ihr eines Morgens sagte: «Salva, wenn es dir heute Mittag nicht besser geht, rufe ich den Arzt, damit er dich erlöst.» Und als ich am Mittag wieder kam, war sie tot. Gegangen. Geblieben sind die Dinge, die sie mich lehrte. Geblieben sind meine anderen Pferde. Und liebe Menschen. →

## CARLO GAMMA, 57, ALTDORF UR

— Als Elektriker wurde er nicht glücklich, als Musiker umso mehr. —

« Sommer für Sommer  
führen wir nach Luzern  
und blieben eine Woche bei  
unseren Tanten, die einen  
Plattenspieler hatten und  
einige Scheiben, die sie nie  
hörten, darunter eine von  
Louis Armstrong. Ich legte sie  
auf, wieder und wieder und  
wieder.

Ein Leben ohne Musik will  
ich mir, aufgewachsen an der  
engsten Stelle des Urner  
Reusstals, in Gurtellen, nicht  
vorstellen. Mein Vater war  
Maurer, meine Mutter Haus-  
frau. Musik spielte in ihrem  
Leben keine Rolle. Dass ich,  
vielleicht zehn Jahre alt, doch  
zur Musik fand, hat mit  
meinem ältesten Bruder zu  
tun, Trompeter in der Musik-  
gesellschaft Gurtellen,  
die an Beerdigungen auf-  
spielte, am Weissen Sonntag,  
an Fronleichnam und  
jedes Jahr in der Turnhalle  
ein Konzert gab.  
Wie ich ihn bewunderte,  
meinen grossen Bruder, zwölf  
Jahre älter, wenn er zu einem  
Solo anhub. Seine Trompete  
spielte er auch im Militär und  
bei uns zu Hause in der Stube.  
Wenn er, zusammen mit  
einigen Freunden – sie nannten  
sich The Lupos –, für den  
nächsten Auftritt übte. Ein  
Schlagzeuger legte vor, die  
Gitarre setzte ein, irgendwann  
die Trompete, ein Gewitter  
im Wohnzimmer, und ich, viel-  
leicht zehnjährig, stand da-  
neben und vergass zu atmen.

Musik hat mich durchs Leben  
gebracht bis heute. Manchmal,  
allein in meinem Atelier, das  
Radio angestellt, höre ich ein  
Stück, eher zufällig, und muss  
fast weinen. Weil es so schön  
ist. Grossartig gespielt. Aus  
einer anderen Welt.

Als Kind sass ich oft allein an  
der Reuss und sang. Vernahm  
ich irgendwo Musik, hielt ich  
an und lauschte. Gern hörte  
ich den italienischen Arbeitern  
zu, die singend im Steinbruch  
standen oder die Autobahn  
bauten, hinauf nach Gösche-  
nen, hinab nach Amsteg.  
Bei einem Krippenspiel, mit  
ungebrochener Stimme,  
sang ich ein Lied – danach  
bückte sich eine Frau zu  
mir und meinte, ich sänge so  
rein und wunderbar, dass  
es mir irgendwann für den  
Kirchenchor reiche.  
Ich wurde nicht Sänger,  
sondern Klarinetist der  
Musikgesellschaft Gurtellen,  
lernte in einer Gruppe, kam  
gut voran. Und mein ältester  
Bruder, der so sehr an mich  
glaubte, schickte mich, auf  
seine Kosten, jede Woche nach  
Erstfeld zu Frau Moser in  
den Einzelunterricht. Um fünf  
Uhr abends nahm ich je-  
weils stolz den Zug hinunter  
ins Tal, um acht war ich  
wieder zu Hause, ich und  
die Klarinette, Eigentum der  
Musikgesellschaft.  
Für ein eigenes Instrument  
hätte das Geld der Eltern nicht  
gereicht.

Oft nahm mein Vater mich mit  
zu den Schafen seines Bruders,  
wunderbare Momente, still und  
magisch, ich dachte, aus mir  
werde irgendwann ein Bauer,  
vielleicht ein Förster, auf  
jeden Fall einer, der sein Leben  
in freier Natur verbringt.

Unvergesslich der Tag, als ich  
an der Seite meiner Mutter  
durch die Altdorfer Bahnhof-  
strasse ging, in ein Musik-  
geschäft trat und eine Platte  
wählte, Satchmo live in Amster-  
dam, Satchmo live in Rome,  
Mama bezahlte. Doch einen  
Plattenspieler hatten wir nicht.  
Zu Weihnachten schenkte sie  
mir ein Buch über Louis  
Armstrong, ich rannte in mein  
Zimmer, begann zu blättern,  
zu lesen und hielt dann in der  
Schule einen Vortrag über  
Satchmo und seine Musik, die  
so ganz anders war, frei und  
wild, als die, die meine Gurt-  
neller Kameraden hörten.

Kann ein Mensch, selbst wenn  
er nicht spielt wie Louis  
Satchmo Armstrong, von der  
Musik leben?  
Lern etwas Anständiges!

Sechzehn Jahre alt, verliess  
ich Gurtellen, zog nach Baar  
zu einer Tante und begann  
eine Lehre als Elektriker. Heim-  
weh nach der Familie, nach  
den Bergen, nach irgendwas.  
Ich war ein guter Lehrling, tat,  
was zu tun war, freute mich auf  
den Baustellen an den Liedern  
der Italiener, Spanier, Portugie-

sen. Und rannte, endlich  
wieder in Gurtellen, am  
Samstagabend zur Probe der  
Musikgesellschaft.

Irgendwann, weil mir das  
zeitgemässer vorkam, wechselte  
ich zum Saxofon, nahm  
Stunden in Baar, gründete in  
Gurtellen eine Band, The  
Moon Flowers, Sax, Gitarre,  
Bass, Keyboard, Schlagzeug,  
mein Vater, der Maurer,  
richtete uns im Keller einen  
Übungsraum ein, bald jedes  
Wochenende spielten wir zum  
Tanz auf. «Marmor, Stein  
und Eisen bricht», «Lady in  
Black», «The Wall».  
Und ich ahnte längst: Als  
Elektriker wirst du nie froh.

1981 schloss ich die Lehre ab,  
lebte nun wieder in Gurtellen  
und machte bei einem Freund,  
der eine Druckerei besass, eine  
Anlehre als Offsetdrucker.  
«Einer wie du», sagte mein Bru-  
der, «gehört in die Jazzschule,  
ich melde dich an.» Und also  
wurde ich Schüler der Jazz-  
schule Luzern, arbeitete, um  
mein Leben zu verdienen,  
weiter als Drucker, verliess  
endlich das Dorf der Eltern  
und zog nach Altdorf, begann  
schliesslich zu unterrichten.  
Fast jedes Wochenende trete ich  
irgendwo auf, allein oder mit  
andern, ab und zu spiele ich  
eine CD ein, begleite Theater-  
projekte und Hörspiele –  
Musik ist die Sprache, die keine  
Buchstaben braucht.  
Musik ist meine Sprache. » →



«Musik ist eine  
Sprache, die keine  
Buchstaben  
braucht. Musik ist  
meine Sprache»:  
Carlo Gamma.



«Jemandem zu dienen, hat nichts Unterwürfiges an sich, nichts Schöbigen»: Claudio Bühlmann.

## CLAUDIO BÜHLMANN, 45, BERN

— Der Betriebswirt hängte seine Karriere an den Nagel, um Schuhputzer zu werden. —

«Weshalb wird man Schuhputzer in einem der reichsten Länder der Welt? Weil man irgendwann, nach Jahrzehnten im Büro, das Gefühl hat, das Leben habe mehr zu bieten als Zahlen und Sitzungen. Schuhputzer wurde ich, weil ich es wollte, ich wurde es nicht aus wirtschaftlicher Not. Schuhputzen ist Passion, Leidenschaft, Berufung, Glück.

Zuvor war ich Betriebswirt – klar, die Kasse klingelte damals heller. Doch der Klang der Kasse allein macht nicht froh. Letzthin meinte ein Kunde, der auf meinem Schuhputzerstuhl sass und lebhaft plauderte, meine Mutter habe mir die Kunst des Schuhputzens wohl in die Wiege gelegt. Im Gegenteil, als ich jung war, trug man Turnschuhe, je dreckiger, desto cooler.

Trotzdem schliesse ich nicht aus, dass meine Herkunft mit ein Grund ist dafür, dass ich auf den Schuh kam. Papa war Zugführer bei den Schweizerischen Bundesbahnen und entsprechend gewissenhaft, Mama stammt aus Italien, San Benedetto del Tronto, zwischen Ancona und Pescara gelegen, direkt an der Adria. Jeden Sommer fuhren wir dorthin, in dieses Land, wo alles ein bisschen fröhlicher und freier ist, wohl auch eleganter und modischer – die besten Tage meiner Kindheit verbrachte ich in der Nähe von Manufakturen, die wunderbare Schuhe herstellen.

Vielleicht, wer weiss, keimte dort, in der Region Marche, jene Begeisterung für schönes Schuhwerk, die mich heute umtreibt.

Ich war kein besonders guter Schüler. Es gab Lehrer, die hielten mir vor, was ich nicht begriff, was ich nie werden würde. Ich wurde Kaufmann, arbeitete nach der Rekrutenschule in verschiedenen Gemeindeverwaltungen, war dann sieben Jahre lang Sachbearbeiter im Strafvollzug. Dort erst fiel mir auf, wie gut es mir tat und tut, jemandem einen Dienst zu erweisen. Jemandem nützlich zu sein. Ich bin ein Dienstleister durch und durch. Jemandem zu dienen, hat nichts Unterwürfiges an sich, nichts Schöbigen.

Noch heute, längst als selbständiger Schuhputzer unterwegs, erinnere ich mich an die Dankbarkeit von Insassen, denen ich Mut gemacht hatte, ihre Zeit im Gefängnis zu nutzen und sich weiterzubilden. Wenn ich, neben dem Schuhputzen, etwas gut kann, dann ist es das Zuhören. Als Schuhputzer bin ich Seelsorger, Unterhalter, Coach. Das hat vielleicht damit zu tun, dass sich der Kunde, auf meinem Stuhl sitzend – rotes Leder –, entspannt, dass er, während ich zu seinen Füßen sitze, abwirft, was ihn beschwert. Doch niemand, bei meiner Schuhputzerehre, erfährt

je ein Wort, was ein Kunde mir erzählt. Noch während der Tätigkeit im Strafvollzug studierte ich Betriebswirtschaft, berufsbegleitend, wechselte dann zum Verband Schweizerischer Sicherheitsdienstleistungsunternehmen, war dort Prüfungsleiter Schweiz, suchte mehr Verantwortung, wechselte zu Insos, dem nationalen Branchenverband der Institutionen für Menschen mit Behinderung, war dort fünf Jahre lang Leiter Zentrale Dienste Finanzen. Ich kann nicht sagen, dass ich, umgeben von Zahlen und Bilanzen, unglücklich war.

Und doch – mir fehlte etwas. Ich besass damals, 2012, ein Paar Schuhe, die ich einst in Italien für 400 Euro gekauft hatte, rotbraun und stolz, nun kraftlos und stumpf, das Leder trocken. Dieser Schuh war mir zu lieb, um ihn, was heute leider üblich ist, in den Müll zu schmeissen. Also sah ich mich in Supermärkten nach geeigneten Mitteln um, wick schliesslich ins Internet aus und merkte bald, dass bestes Leder die beste Therapie verdient, also eine Creme aus Palmen- oder Bienenwachs, aufgetragen und verteilt mit handgefertigten Bürsten aus Ross- oder Ziegenhaar. Schliesslich, nach Stunden des Tüftelns und Polierens, standen meine Schuhe in neuer Pracht vor mir. Das fiel nicht nur mir auf – bald war ich Schuhputzer der

Familie, bald der meiner Freunde. Abends, nach der Arbeit im Büro, sass ich im Keller und putzte Schuhe, Paar nach Paar nach Paar. Und sah glänzen, was matt gewesen war. Sah Leder neues Leben annehmen. Und merkte, dass ich zufriedener war denn je.

Sollte ich es wagen? Was verliere ich? Was gewinne ich?

Ende 2015, gleichsam als Vorlauf, begann ich, den Kunden meines Coiffeurs die Schuhe zu putzen, sie sass auf dem Stuhl, warteten auf den neuen Haarschnitt, ich vor ihnen, ihre Schuhe unter meinen Händen – ich war glücklich. Seit dem 1. April 2016 bin ich selbständiger Schuhputzer – mit allen Vor- und Nachteilen. Ja, es braucht Mut. Und Gelegenheit. Hätten in unserem Land mehr Menschen den Mut, ihre Berufung zu leben, lebten hier weniger Frustrierte. Wer Schuhe putzt, lernt Menschen kennen. Er lernt, ihre Worte, ihre Gesten, ihr Verhalten zu deuten. Und es zu übertragen auf das eigene Tun. Es macht keinen Sinn, die Schuhe eines Kunden, der nicht auffallen möchte, auf Hochglanz zu polieren, eher halte ich sie in einem dezenten, seidenen Ton. Umgekehrt bringe ich die Schuhe eines Menschen, der bezaubern will, zu strahlendem Glanz. So oder so: Das Schuhputzen ist mir eine Ehre – der beste Beruf für mich.